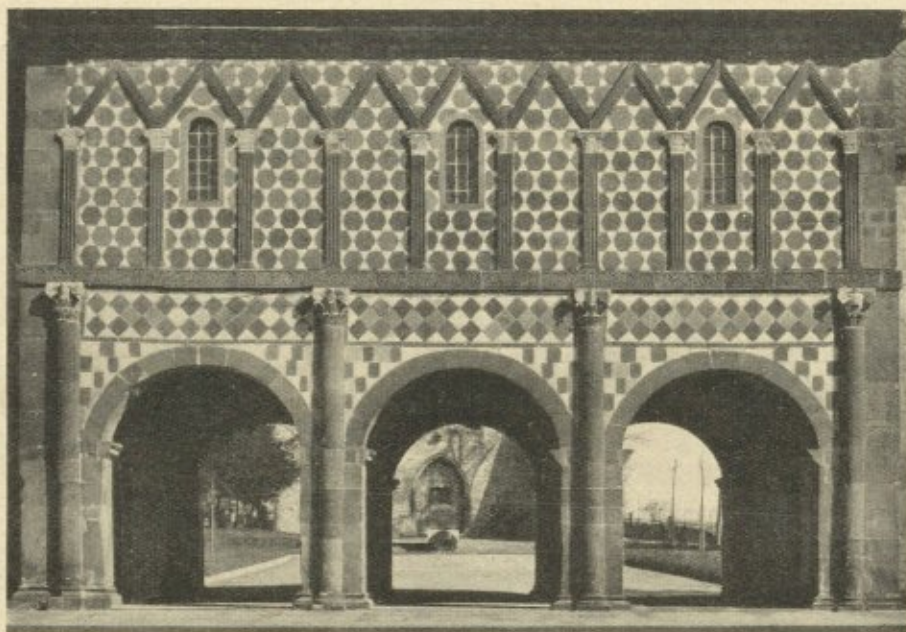


# Die Lorscher Königshalle in ihrer Abhängigkeit von der Ideenwelt des Germanentums

Von Dr. Eduard Berlet

Zu den wichtigsten Baudenkmalern auf deutschem Boden, an die keine Kunstgeschichte vorübergehen kann, gehört jenes eigentümliche Gebäude von Lorsch an der Bergstraße, das als einzigen nennenswerten Rest des einstigen benediktinischen Reichsklosters auf uns gekommen ist. Zeitlich geht es zurück in die Epoche der Karolinger. Durch die große Veröffentlichung von Prof. Dr. Friedrich Behn (Die karolingische Klosterkirche von Lorsch an der Bergstraße. Nach den Ausgrabungen von 1927–1928 und 1932–1933. Berlin und Leipzig 1934) ist dieser Bau wiederum in den Mittelpunkt wissenschaftlichen Interesses gerückt.

In den kunstgeschichtlichen Werken früherer Zeit ist das Gebäude als „fränkische Torhalle“ gekennzeichnet. Die neuesten Erkenntnisse haben jedoch zu einer anderen Deutung geführt und in diesem Bauwerk eine Königshalle festgestellt. Obwohl Friedrich Behn es in seinem Werk vermeidet, von



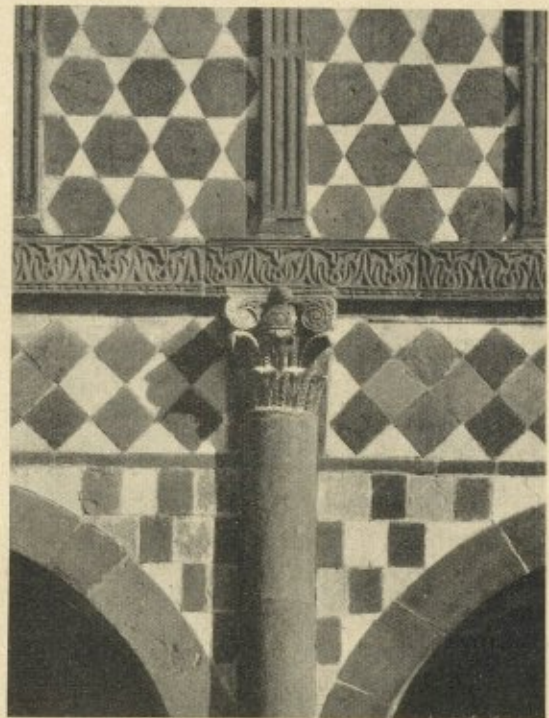
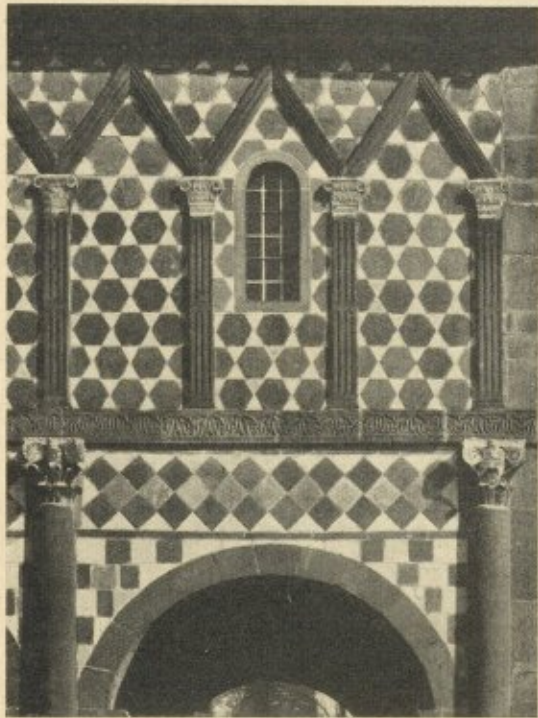
Königshalle in Lorsch – Vorderseite

einer germanischen Königshalle zu reden, so sind wir doch befugt, diesem Gebäude die es am besten kennzeichnende Beifügung germanisch zuzulegen. Ragt doch dieses Baudenkmal ideenmäßig in die Welt des Germanentums. Das äußere Bild, das die Königshalle heute darbietet, ist genau gleich dem, das sie bei ihrer Errichtung im ersten Viertel des 9. Jahrhunderts dem Beschauer gezeigt hat. Damit führt uns jener Bau zurück in jene Zeit, in der die neu erwachende germanische Seele vorstieß zur politischen Gestaltung der gesamten Welt von damals.

Die Bezeichnung der Königshalle als germanisch rührt einmal her von der alter germanischer Bauweise entsprechenden Anlage des Gebäudes. Die germanischen Gehöfte der Vornehmen kannten keine mehrräumige Bauten. Der Germane errichtete für sich allein stehende, einen einzigen Raum enthaltende Bauten, von denen jeder eine bestimmte Aufgabe zu erfüllen hatte. Allgemeiner Brauch war es also, daß zwischen den Wänden und den Sparren und dem First des Daches es keine Absperrung gab. Anfänglich war diese Einräumigkeit durch technisches Unvermögen bedingt, größere und geteilte Räume zu errichten; in späterer Zeit, als die Fertigkeit des Bauens weiter vorgeschritten war, hielt man doch an diesem Grundfatz der Einräumigkeit fest. Der vornehme germanische Hofhalt, der Repräsentationspflichten hatte, besaß unter den vielen Räumen, wie das Wohnhaus und das Schlafhaus, das Haus für Frau und Kinder, für Gäste und Dienerschaft, für Küche und Handwerker, einen, der sich besonders hervorhob, die „halla“. Diese Halle, an ausgezeichneter Stelle des Hofes gelegen, diente dem Gastverkehr und war Audienz- und Bewirtungsaal für Fremde.

(M. Heyne. Das deutsche Wohnungswesen von den ältesten geschichtlichen Zeiten bis zum 16. Jahrhundert, Leipzig 1899. S. 25, 36–38, 48.) Dieser Einzelbau besaß in der germanischen Gehöftanlage keine Verbindung mit den übrigen Bauten. Er war besonders ausgestattet und in seinem Äußeren verriet er den Reichtum und die hohe Stellung des Besitzers.

Diese Grundsätze germanischen Bauens haben noch ihre Geltung für die Lorfcher Halle. Die Anlage und Einrichtung der Lorfcher Halle läßt deutlich den Zusammenhang mit dieser alten germanischen Baufitte erkennen. Auch hier steht der Bau allein; er ist getrennt von den übrigen Klostergebäulichkeiten. Entsprechend der Anlage als Halle inmitten der Bauten des germanischen Gehöftes fehlt auch hier in Lorfch jede Verbindung mit den übrigen Gebäuden des Klosterbezirks. Wie der germanische Bauherr einen Einraum für jeden Zweck errichtete, so diente auch die Lorfcher Halle nur einer Aufgabe: sie war Königsaal, Versamlungsraum der weltlichen Herrscher. Nur für diesen einen Zweck wurde sie erbaut. Auch der bevorzugte Platz, den die Halle von Lorfch unmittelbar hinter



Königshalle in Lorfch – Auschnitte der Vorderseite

der Eingangspforte und vor den eigentlichen Kloster- und Kirchenanlagen einnahm, durch weiten Raum getrennt, läßt den Anklang an die germanischen Baugesetze erkennen. Im germanischen Gebäude diente der offene Dachstuhl als Decke. Auch dieses Merkmal trifft für Lorfch zu; ursprünglich fehlte die 1724 eingezogene nunmehr beseitigte Decke im Obergeschoß, so daß auch diese Tatsache den Zusammenhang mit ältester germanischer Sitte aufzeigt. Diese auffallenden Eigentümlichkeiten weisen zwingend in die germanische Vergangenheit und rechtfertigen es, der Königshalle von Lorfch die Beifügung germanisch zu geben.

Den Zusammenhang mit der germanischen Kulturwelt verraten weiterhin die Maße, nach denen dieser Bau errichtet wurde. Die Zurückführung des Baues ergab in den Maßzahlen, wie Friedrich Behn überzeugend darstellt (a. a. O. S. 82), weder für den römischen Fuß zu 29,6 cm, noch in Anwendung des karolingischen Fußes zu 34 cm brauchbare, aufgehende Zahlwerte. Die Schwierigkeiten lösten sich jedoch überraschend durch Anlegung des langobardischen Fußes von 43,6 cm; danach beträgt die Länge der Halle genau 25 Fuß, die Tiefe und Höhe je 16,5 Fuß. Auch Einzelheiten der Königshalle, wie Pfeilerstärken, die Höhen der Halbfäulen, die Bogenöffnungen u. a. m., ergaben unter Zugrundelegung des langobardischen Zolls (=  $\frac{1}{12}$  Fuß) glatte, aufgehende Zahlen. Auch hierin zeigt sich die Richtigkeit, von einer germanischen Königshalle zu sprechen.

Die Grundhaltung der germanischen Seele wird auch offenbar bei der Betrachtung der Zierformen. Die Kunstformen sind von der Antike übernommen. Die Halbkapitelle der Säulen sind in der Grund-

form zwar gleich, weisen jedoch in den Einzelheiten der Zierstücke Unterschiede auf (Behn, a. a. O. S. 78 – 79). Diese feinen Unterscheidungen sind bedingt durch die germanische Seelenhaltung, die nicht kopieren kann, sondern mit individueller Hingabe jeden einzelnen Gegenstand bearbeitet. Germanisch ist weiterhin die technische Ausführung der Zierformen besonders an dem Fries. Sie erwecken den Eindruck von Kerbschnittarbeiten in Holz. Damit drängt sich unwillkürlich die Erinnerung an die Art der Holzschnitzereien auf, die sich an frühgermanischen Holzbauten und Königshallen vorgefunden haben.

Der mosaikartige Plattenbelag, der die äußeren Wände der Königshalle ziert, führt Friedrich Behn zurück auf orientalische Einflüsse, weil „diese Technik der Architekturverzierung dem Westen von Hause aus fremd ist“ (a. a. O. S. 87). Behn sagt in diesem Zusammenhang: „Das südöstliche Stadttor von Raqqah am Euphrat zeigt in seinem oberen Teile ganz die gleiche Fassadengliederung wie die Lorsch Halle“. „Raqqah war von 803 bis 809 Residenz Harun al Raschids. Die bekannten Beziehungen zwischen ihm und Karl dem Großen sind gewiß nicht nur Ausdruck persönlicher Sympathie, sondern spiegeln die damaligen politischen und kulturellen Wechselwirkungen zwischen Osten und Westen wieder. Diesem Gedanken- und Formenkreis fügt sich die Lorsch Halle reiflos ein“ (a. a. O. S. 88). Diese Auffassung Behns scheint mir nicht in diesem Maße unangreifbar gesichert, wie sie sich in diesen Worten ausdrückt. Der Eindruck des Textilen, Teppichhaften, gewonnen aus der Anschauung, den der eigentümliche malerische Fassadenschmuck der Königshalle auslöst, bleibt doch immerhin subjektiv. So sehr auch sachlich eine Begründung dafür beizubringen ist, so sträubt man sich gefühlsmäßig doch dagegen, hier eine bloße Nachahmung von Kunstformen aus fremden Kulturkreisen erblicken zu wollen. Das Stadttor in Harun al Raschids Hauptstadt Raqqah am Euphrat mag noch so zwingend sich als Vorbild aufdrängen, die Gesandtschaft dieses orientalischen Herrschers an den karolingischen Kaiserhof mag auch die Verbindung des Westens mit dem Osten in tatsächlicher Hinsicht dartun und damit eine Annäherung und Übernahme von baukünstlerischen Elementen begründen helfen, so darf man nicht übersehen, daß sich die Königshalle auf einem Boden erhob, wo germanische Geisteshaltung tief verwurzelt war in der Vergangenheit.

Der Wechsel der rot- und weißfarbigen Blendplättchen erinnerte schon Schumacher (in „Mainzer Zeitschrift“ V. 1910 S. 21) an die Einlage bunter Hölzer, und er kennzeichnete die malerische Behandlung des Ganzen als germanisch. Allerdings konnte auch er sich des Eindruckes der Flächenbehandlung als an byzantinische Mosaiken sich anlehnend nicht entziehen.

Wenn es Friedrich Behn auch gelungen ist, in Mesopotamien ein zeitlich als Vorbild geeignetes Werk aufzufinden und damit von ihm der Nachweis erbracht erscheint, Lorsch und Raqqah in Beziehung zu bringen, so darf trotzdem diese Beweisführung aus Gründen mannigfacher Art in Frage gestellt werden. War die germanische Gestaltungskraft wirklich so gedankenarm, um in so weiter Ferne Ausschau zu halten nach einem Vorbild flächiger Gestaltung! Hatte die germanische Seele aus ihrer unverbrauchten Kraft heraus nicht genug Antriebskräfte in sich, den Übergang vom Holz- zum Steinbau aus ihrem inneren Wesensgefüge zu meistern! Allerdings, Vorbilder germanischer Art für die Plattenmosaik von Lorsch sind auf unserem Boden nicht mehr nachzuweisen und auch in alle Zukunft nicht mehr beizubringen. Dies liegt aber nicht in dem Umstand begründet, daß in germanischer Zeit nichts Ähnliches geschaffen wurde, sondern einzig und allein in der Tatsache, daß der Germane in Holz arbeitete, das wegen seiner Vergänglichkeit nicht auf uns gekommen ist.

Die gelegentlichen Beschreibungen von Hallen aus vorgeschichtlich germanischer Zeit, allerdings oft bloße Andeutungen, lassen erkennen, daß die dazu verwendeten Stämme, Säulen und Bretter reich geschnitzt und ornamental gestaltet waren. Die germanische Freude an dem Wechsel der Farben zeigt sich darin, daß zu den vornehmen Hallen als Dachbelag oft Schindeln aus bunten Hölzern Verwendung fanden. Besonders waren die Schindeln bei Königsbauten in lebhaften, glänzenden Farben gehalten. (M. Heyne, a. a. O. S. 27 u. 37.) Leider ist nichts bekannt über die Anordnung der bunten Schindeln. Man wird nicht fehlgehen, hier eine rhythmische Aufeinanderfolge des Holzplattenbelags, geordnet zu irgendwelchen, sicherlich auch mosaikähnlichen Zusammensetzungen, anzunehmen. Die Nachrichten sind in dieser Frage zu spärlich, um sich hierüber ein genaueres Bild zu machen. Aber eines zeigt sich in aller Deutlichkeit und steht als unabwiesbare Tatsache fest: der Germane verstand es, eine Fläche durch aufgelegte Platten aufzuteilen und in farbigen Mustern eine Wirkung zu erzielen. Was lag also näher, an Stelle des Holzes die von Natur aus farbigen Steinplatten auf eine Wandfläche zu heften, um damit eine Wirkung an den steinernen Bauten zu erzielen, an denen man bei den hölzernen Königsbauten aus altgermanischer Zeit seine Freude hatte. Technisch war man so weit vorgeschritten, die Eigenart der Holzbearbeitung auf Stein zu übertragen. In dieser Hinsicht lagen keine in dem Arbeitsmaterial begründeten Hemmungen.

Wenn wir den Germanen die Fähigkeit zutrauen, Flächen an Wohnbauten entsprechend ihrer Bedeutung mit farbigen Mustern aus Schindeln gebildet zu gestalten, dann liegt es viel näher, hier das Vorbild für die Plattenmosaik der Königshalle von Lorsch zu sehen als im fernen Orient. Man darf nicht vergessen, daß die Königshalle sich inmitten des Frankenlandes befand und durch die an der Landschaft, im Boden und an der germanischen Tradition haftenden Bindungen ihr Gepräge erhalten hat. War doch hier die Verwurzelung in der germanischen Ideenwelt so stark, daß noch im Jahre 1090 zur Frühjahrs-Tag- und -Nachtgleiche, am 21. März, germanisch-heidnische Gebräuche nicht aus dem Kloster ausgeschlossen waren; das an diesem Tage zahlreich versammelte Volk warf wie in alter Vorzeit brennende Sonnenräder. Von diesem Vorgang besitzen wir deshalb Kenntnis, weil an diesem Tage eines der brennenden Sonnenräder zufällig eine verheerende Wirkung ausübte, auf das Kirchendach fiel und einen Brand entfachte, dem ein Teil der Kirche zum Opfer fiel. Wenn im Jahre 1090 noch diese Gebräuche vom Volke gepflegt wurden, um wieviel stärker müssen dann in den vorhergehenden Jahrhunderten, also auch zur Zeit der Erbauung der Königshalle, sich jene aus der vorchristlichen Zeit stammenden, im Volkstum verankerten, germanische Ideenwelt verarbeitenden Bindungen sich ausgewirkt haben. Es ist deshalb der Schluß nicht von der Hand zu weisen, daß die Bauleute der Königshalle bei der Gestaltung des äußeren Schmuckes nicht aus einer fremden Kultur ein Vorbild herholen mußten. Sie konnten sich an die Baugesinnung der germanischen Vorfahren halten und die bunte Aufteilung der Fläche aus germanischer Ideenwelt heraus schaffen.

Es ist nun merkwürdig, daß Übereinstimmungen, wie sie zwischen der Lorsch-Halle und dem Stadttor von Raqqa bestehen, sich auch noch in sonstigen Kunstäußerungen der nordischen Länder und des Orients nachweisen lassen, ohne damit auf eine gegenseitige Abhängigkeit schließen zu dürfen. Lassen sich doch in der frühmittelalterlichen Kunst der nordischen Länder verhältnismäßig oft Übereinstimmungen mit der gleichzeitigen islamischen Kunst feststellen. Ernst Kühnel hat eine Reihe solcher auffallenden Ähnlichkeiten in dem Kunstschaffen des Nordens und des Orients aufgezeigt: „Zierblätter kufischer Korane des 9. Jahrhunderts zeigen gelegentlich daselbe Flecht- und Schlingwerk in gleicher Anordnung wie etwas frühere, irische Handschriften; auf schottischen Steinkreuzen des 8. bis 9. Jahrhunderts begegnet uns dieselbe Art plastisch-ornamentaler Flächenbelegung wie im abbasidischen Stuckdekor, und Deckel von maurischen Elfenbeinbüchsen des 10. Jahrhunderts sind in der photographischen Wiedergabe bronzener Prunkspangen der Wikinger manchmal zum Verwechseln ähnlich. Der Osebergfund, diese überraschende Glanzleistung nordischer Ziertechnik des 9. Jahrhunderts, hat in der Hinsicht die letzten Zweifel beseitigt. In seinem Schnitzwerk ist kaum etwas, was nicht bei oberflächlicher Betrachtung als islamisch angesprochen werden könnte, so verschieden auch die Motive sein mögen und die Mittel, mit denen sie zur Wirkung gebracht werden. Im 11. Jahrhundert läßt sich die Verwandtschaft weiter belegen durch Parallelen zwischen den skandinavischen und dem fatamidischen Stil, und noch um 1200 besteht ein ornamentaler Gleichklang zwischen seldschukischen Holzschnitzereien und den Portalen norwegischer Stabkirchen, diesen letzten Denkmälern eigenlebiger Kunst aus einer Zeit, da auch im Norden die romanische Richtung bereits gesiegt hat.“ (In „Forschungen und Fortschritte“, 10. Jg. Berlin 1934, S. 288.)

Es ist nun vollständig abwegig, aus diesen gleichartigen und einander ähnlichen Kunstäußerungen auf eine gegenseitige Beeinflussung und gelegentliche Entlehnung zu schließen. Denn alle die Grundlagen, aus denen das nordische Kunstschaffen sich entwickelte, waren bereits vor der orientalischen Stilwerdung da und „die Wikingerepoche des 9. bis 11. Jahrhunderts ist ja nur der Schlußstein zu einer bis in vorgegeschichtliche Zeit zurückreichenden, sehr folgerichtigen Entwicklung“ (a. a. O. S. 288). Worauf diese ähnlichen künstlerischen Ergebnisse zweier einander so fremder und rassistisch so verschiedener Kulturen zurückzuführen sind, soll hier außer Betracht bleiben. Eines darf als feststehend herausgestellt werden: die Gleichartigkeit des Kunstschaffens ist kein Beweis für eine gegenseitige Übernahme von künstlerischen Gestaltungsmöglichkeiten oder für eine Vorbildwirkung des einen und eine Nachahmung des anderen Kulturkreises. Wenn also für dieses Kunstschaffen von gleicher Art eine gegenseitige Beeinflussung oder gar Entlehnung sich als unmöglich erwiesen hat, dann darf die in der Lorsch-Halle sich zeigende Ähnlichkeit mit orientalischen Bauwerken auch nicht mehr als vom Orient abhängig hingestellt werden. Es bleibt höchstens übrig, die bunte Plattenmosaik der Lorsch-Halle als einen weiteren Beitrag für jene eigentümliche Tatsache aufzufassen, daß in den beiden so verschiedenen Gebieten ähnliche künstlerische Ergebnisse zutage getreten sind. Hält man aber an dem Gedanken fest, daß in vorgegeschichtlicher germanischer Zeit bunte Schindeln als Flächenbelag für Königsbauten Verwendung gefunden haben, dann ist die mosaikartige Steinverblendung von Lorsch nichts weiter als ebenfalls ein Schlußstein einer Entwicklung, die weit zurückreicht in die germanische Vorgeschichte und dann sich folgerichtig fortgesetzt hat bis zu den Sternmustern aus roten und weißen Sandsteinplatten an den Außenwänden der Germanischen Königshalle von Lorsch.